

**Ausgraben und Vergegenwärtigen – wie die Frankfurter Initiative 9. November die
Geschichte einer jüdischen Gemeinde in Erinnerung gebracht hat**

Wolfgang Leuschner

Nachdem 1986 bedeutende Fundamente des ehemaligen jüdischen Viertels Frankfurts trotz großen öffentlichen Protests vernichtet worden waren, gründete zwei Jahre später eine Gruppe von Frankfurter Bürgern, Juden und Nicht-Juden die Initiative 9. November e.V., um im Sinne und in Fortführung der Börneplatz-Bewegung einen „Ort des Lernens und Erinnerns“ zu schaffen. Dafür wählte man den nahegelegenen Platz der im November -Pogrom 1938 zerstörten größten Frankfurter Synagoge, den die Nationalsozialisten mit einem Luftschutzbunker bebaut hatten. Der Ort war also mit Bedacht gewählt und man hätte auch nur ein wenig – wie es die Initiative später machte - an der Erdoberfläche am Bunker „kratzen“ müssen, um auf noch vorhandene Synagogenfundamente, Mauersteine, ja sogar Brandreste der Synagoge zu stoßen. Aber abgesehen von wenigen Überlebenden des Holocaust, die sich nach 1945 hier viele Jahre lang zu Gedenkfeiern zusammenfanden, hatte zuvor niemand etwas von diesem „Untergrund“ wissen wollen.

Das Vorhaben der Initiative stieß auf viele politische und bürokratische Widerstände. Viele Jahre war ihr der Zugang zum Luftschutzbunker verwehrt, sie verfügte über keine finanziellen Mittel, ihre Mitglieder waren museumswissenschaftliche Laien. Was man als Nachteile hätte betrachten können, erwies sich in der Folge jedoch als Vorteil, denn gerade dadurch konnte mit der Zeit etwas spontan, „von unten“, von Bürgern für Bürger geschaffen werden, das den Erlebnis- und Lernmöglichkeiten zukünftiger Besucher dieses Ortes eher entsprechen sollte als es theoriegeleitete Projekte vermögen. Zudem machte es die Gruppe frei, auch um sich selbst zum Forschungsgegenstand zu machen, um - nicht unähnlich einer Selbsterfahrungsgruppe – erkunden zu können, welche erinnerungspsychologischen und erinnerungspolitischen Prozesse bei diesem „Lernen und Erinnern“ hier relevant werden und zur Frage zukünftigen Erinnerns von Geschichte Auskunft geben können. Schritt für Schritt konnte etwas kreiert werden, das vielgestaltig, gleichzeitig Mahnmal, Gedenkstätte, Erinnerungsraum, Ausstellungsgebäude und lebendiger internationaler Treffpunkt wurde.

A

Zunächst galt es, den Ort aus seiner scheinbaren Belanglosigkeit herauszuholen und als das kenntlich zu machen, was er in Wahrheit war: Tatort der Vernichtung der Juden des Stadtviertels und ihrer Kultur. Für die Realisierung dieses Ziels erwiesen sich zuerst die Veranstaltungen mit Überlebenden und später die dauerhafte Präsentation der vom Jüdischen Museum uns dankenswerterweise überlassene frühere Ostend-Ausstellung als wegweisend. Dabei ging es für uns natürlich um „Lernen“, also um Erweiterung inhaltlichen Wissens und inneres emotionales Beteiligtsein. Neu war für uns je-

doch, wie die Zeitzeugen durch ihre Berichte, ja schon durch ihre bloße Anwesenheit die Materialität des Bunkers zu verändern schienen, wie sie gewissermaßen in seine Wände hinein sprachen und ihn so in unserem Erleben umprägten, beinahe wie Bildhauer einen Stein. Durch ihre Präsenz und ihre Aktivität markierten sie ihn als Zwitter, als Monument der Naziverbrechen und zugleich als auffälliges Negativ der Synagoge und ihrer Gemeinde. Es bedeutete nicht mehr und nicht weniger, als dass nicht nur die Menschen, sondern auch der Bunker selbst „lernen“ konnte.

Wenn sich z.B. manche jüdischen Besucher beim Betreten des Bunkers ihre Kippa aufsetzten, dann hatte sich in ihm ganz offenbar auch etwas von der früheren Synagoge verlebendigt und das als Folge eines Transfers. Hier fand eine aus dem Untergrund unter unseren Füßen stammende Übertragung statt, die sogar dem Symbol der Zerstörung, dem Bunkergebäude einen gewissen sakralen Charakter verlieh. Der Bunker wurde selbst zum Zeitzeugen, zum Gedächtnis und Erkenntnismedium, also Neues umspannend, wofür er bis dahin gar nicht stand.

Dieser Transfer betraf nicht nur den Bunker, sondern auch das davorliegende Denkmal. Hatte dieses bis dahin den Charakter eines Grabmals, der gesamte Vorraum etwas von einem Friedhof, der die Vernichtung der Israelitischen Religionsgesellschaft als beerdigt und den Bunker eher als bloßen Fremdkörper erscheinen ließ, so wurde es nunmehr Teil eines Zusammenhanges: mit seinen schwarzen Blöcken wurde es Eingang zu einem unterirdischen Tatort, einer Unterwelt, in der man dem Akt einer hier lokalisierten tödlichen Vernichtung wieder nahe kam.

Bunker und Ausstellungen wirkten zudem auf Bericht und Person der Zeitzeugen dialogisch zurück. Seine architektonische Brutalität schien ihre Geschichte wirklichkeitsnäher und gegenwärtiger zu machen. Auch konnte scheinbar aufgegebenes Biografisches aktiviert werden und sei es die Erinnerung an ihre Muttersprache: denn ab und zu war zu beobachten, wie emigrierte Frankfurter den Bunker betraten, ausschließlich Englisch sprechend, und als sie ihn wieder verließen, Frankfurter Dialekt redeten.

B

Als sie nur noch selten, dann gar nicht mehr kommen konnten, fragten wir uns, inwieweit der „Ort des Erinnerns“ diese Prägungen behalten kann – ein Thema, über das bis vor wenigen Jahren noch im Zusammenhang mit der Frage der Wirkung von Museen, Gedenkstätten, Mahnmalen ausführlich öffentlich nachgedacht und geschrieben worden ist (Korn, Assmann, Welzer u.a). Mittlerweile waren ersatzweise wir – zusammen mit Mitarbeitern des Jüdischen Museums – selbst „Erinnerer“ geworden, ausgestattet mit einer erworbenen Zeitzeugen-Kompetenz, aus einem erlernten Wissen schöpfend.

Um noch mehr vom Ort zu erfahren, wurden wir archäologisch tätig, gruben zusammen mit Frankfurter Schülern hinter dem Bunker nach noch vorhandenen Synagogenfundamenten. Im 1.Stock präsentierten wir jetzt Ausstellungen anderer Initiativen,

etwa zum Schicksal von Frankfurter jüdischen Musikern, verstärkten die Zusammenarbeit mit der zweiten Zeitzeugengeneration: mit den Kindern von Überlebenden, die im DP-Lager Föhrenwald geboren und aufgewachsen waren. Wie unsere Ausstellung dazu zeigt, werfen sie ein besonderes Licht auf die Frage der Spätfolgen des Holocaust und auf das große aktuelle Thema „Integration“.

Bei den Grabungen hinter dem Bunker fanden sich dicht unter der Erdoberfläche Mauerreste, Kacheln und Teile von Fundamenten. Besonders eindrucksvoll war der Fund einer teilweise schwarz angeschmolzenen Glasscherbe, mehrere Millimeter dick und ganz offensichtlich von einem Synagogenfenster stammend. Vergleichbar Einschlüssen in Bernstein war in ihr der alles zerstörende Brandvorgang von vielen Stunden im November 1938 konserviert worden. Das war nicht nur sehr bewegend, sondern belegte, dass der Ort unter unseren Füßen sogar den Untergang der Synagoge selbst erinnern, von ihrer Geschichte wirklich sprechen kann. Er **ist** Gedächtnis.

Aber dieses Gedächtnis ist nicht autonom, es erinnert nicht aus sich heraus. Ort und Bunker sind vielmehr das, was man in der Gedächtnispsychologie als „passives Gedächtnis“ bezeichnet. Dies „erinnert“ erst, wenn man es zum Reden bringt. Ohne aus der Geschichte stammende Fingerzeige wäre das Erinnerungsvermögen der Steine und Splitter stumm geblieben, es braucht also, um nochmals die Gedächtnispsychologie zu bemühen, das, was man „Hinweisreize“ nennt. Durch dieses Zusammenspiel wurden die Dinge - Ort, Beton, Scherben und Steine - zu Leitfossilien, die dramatische Ereignisse aus langer Vorzeit bloßlegen.

C

Entscheidend für das, was Erinnern ausmacht, wurde schließlich ein weiterer „Ausgrabungstyp“. Dieses andere „Ausgraben“ meint, Geschichte in uns selbst aufzudecken. Es ist das, was Kermani, Assmann und andere treffend als „Vergegenwärtigungen“ bezeichnen, das wir im Unterschied zu wissenschaftlichen Aussagen gerade auch empirisch zu fassen bekamen.

Schon beim Anhören der Zeitzeugen hatten wir in uns selbst erleben können, wie deren Person und ihre Berichte innere Parallel-Vorstellungen weckten. Angeregt durch ihr Erinnern stieß das in uns Zuhörern - gewissermaßen „online“ - eine eigenartige Erinnerungs-Prozedur an, die die Gruppe der Zuhörer zu einer Art Resonanzkörper der Geschichte der Zeitzeugen machte. Man muss nicht weit ausschweifen, um dabei auch auf Phantasie stimulierende Wirkungen des Bunkerbauwerkes zu stoßen, auf Angstphantasien, die der angeblich gegen chemische Kampfstoffe sichernde Bau, seine Lüftungsrohre und Ventile, die fest verschließbaren Bunkertüren, die niedrige Decke, der rohe Beton usw. auslösen. Ebenso kann das Phantasieleben in das umliegende frühere jüdische Wohnviertel und die jüdische Ortsgeschichte weiter ausgreifen, bis zurück in die hoffnungsvolle Gründungszeit der Synagoge. Genau besehen folgt dieses Erinnern einem talmudistischen Prinzip, insofern ein realer historischer Kern (Mischna) durch innere eigene Kommentare und Weiterführungen, also nachträgliche Vergegen-

wärtigungen umkreist und durchdrungen wird. Der kürzeste Weg, um Geschichte und Geschichten zu verstehen, ist ein solcher Umweg.

Betrachtet man die Vergegenwärtigungsinhalte genauer, so zeigt sich, dass sie nicht nur Nachvollzug fremder Geschichten sind. Vergegenwärtigungen mobilisieren immer auch die ganz eigene Geschichte, ein wie immer auch begrenztes Unglück im eigenen Leben, in eigener Familie und in aktuellen Beziehungen. So kann das innere Bebildern der Schicksale der Überlebenden zumindest annähernd von einem eigenen, von einem, wie Heine sagt „verwandten Schmerz“ - (vergl. Korn) ausgehen oder begleitet werden. Vor allem die Affekte, die die Inhalte von Vergegenwärtigungen immer begleiten können, stammen maßgeblich aus der eigenen Lebensgeschichte. So kann im Schicksal der Überlebenden Eigenes mitgeföhlt, können Angst-, Wut- und Rettungsphantasien, affektgeladene Gegenbildungen geweckt werden, z.B. die Geschichte nachträglich aufhalten oder ungeschehen machen zu wollen. Anders gesagt aus diesem „neuen Erinnern“ gehen Mitgeföhle und Empörung hervor und schließlich ein Handlungsdrang, der die Menschen dazu bewegen kann, sich für Menschenrechte zu engagieren.

Unausweichlich provoziert dieser Ort aber auch eine an uns selbst gerichtete Frage, inwieweit man bei der tätlichen Verfolgung von Juden selbst mitgemacht haben könnte. Gerade die Hinweisreize des Bunkers und der Synagogenrümmen sind geeignet, Vergegenwärtigung eben nicht nur von Verfolgtwerden, sondern auch von Tatimpulsen hervorzurufen. Wenn Besucher dies anhand ihrer eigenen inneren Vorstellungswelt untersuchen, also wie man Täter werden könnte, so hält einen das von Selbsttäuschungen sicher besser ab als bloße Moral oder Angelerntes, es kann vor leeren Erinnerungsformeln und –posten retten, vor Überidentifizierungen und Reaktionsbildungen, die als Abwehr von Erinnern zu betrachten wären. So lässt sich vielleicht sogar behaupten, dass Laien auf diesem Wege sensiblere Historiker des Holocaust werden können als manche wissenschaftlichen Beobachter.

Vergegenwärtigungen brauchen bestimmte Räumlichkeiten, in denen sich das eigene Wissen und Erleben, gerade auch das eigene Abgewehrte und Unangenehme im Fürsichsein innerlich unzensiert entfalten kann. Das meint zuerst reale Räume, die die Möglichkeit bieten, die Abstände zu den Ausstellungsobjekten und zu anderen Besuchern räumlich so zu regulieren, dass sie das stille Vergegenwärtigen zwar anregen, aber nicht stören. Das meint aber auch einen innerseelischen Raum, eine kontemplative seelische Verfassung, die sich durch eine gewisse „Ziellosigkeit“, eine un gelenkte freie Nachdenklichkeit auszeichnet. Wenn man den Vergegenwärtigungen als wesentlichem Erinnerungsmoment Raum geben will, dann ist die Leere des Bunkers Teil dieses Zwecks. Dem dienen im Übrigen unsere musikalischen Veranstaltungen, die bei-

tragen sollten, den Bunker in einen Klangkörper zu verwandeln und dadurch seine geradezu tödliche Eindeutigkeit zu verfremden.¹

Als Fazit kann man sagen, dass unsere 30-jährige Arbeit über ihre Singularität hinaus wichtige Hinweise dafür gibt, wie die zum Holocaust führende Geschichte zukünftig lebendig gehalten werden kann. Während „Erinnern und Lernen“ – wie das Gründungsmotto es formuliert hatte – sich wesentlich auf Vergangenes und innere Vorgänge, eben Verinnerlichungen beziehen, weist Erinnern durch Vergegenwärtigung in die Gegenwart und die Zukunft – es verbindet sich damit beinahe wie von selbst mit einem Imperativ zu handeln.

D

Wie wir gehört haben, war unser Vorhaben wiederholt in Gefahr zu scheitern. Immer wieder sollte der Bunker für geschichtsfremde Projekte, z.B. Möbellager genutzt werden. Manches mag durch den Raumbedarf städtischer Ämter und Institutionen begründet gewesen sein. Wir wissen aber doch auch, dass sich darin heimlich immer noch andere Motive verbergen, die die Geschichte dieses Ortes vergessen zu machen und den besonderen Erkenntniswert des Ortes zu neutralisieren suchen. Heute mehr denn je ist nun zu befürchten, dass gerade der Bunker zum Gegenstand eines rechten Kulturkampfes wird, Ziel einer sogenannten *reconquista germanica*, eben weil gerade dieses Bauwerk nicht aufhören kann, ein Erinnerungstachel, ein Monument der deutschen Schandtaten zu sein. Es ist das genaue Gegenstück zu einer Vergessenspolitik, wie sie etwa in der neuen Frankfurter Altstadt zum Ausdruck kommt.

Was folgt daraus für die Zukunft? Es ist u.E. unerlässlich, den Ort noch weitergehend und dauerhafter als bisher als „steinernen Zeitzeugen“ zu befestigen und zu einem unverrückbaren „Erinnerer“ herauszustellen. Das heißt vor allem, die Synagogen-Fundamente auszugraben. Auch das Heine-Denkmal muss wieder an seinen alten Platz zurückverlegt werden. So kann der Ort umfassend Warnzeichen und Abwehrblock bleiben, dies ist umso nötiger als gerade jetzt immer unverhohlener zur „Jagd“ ja nicht nur auf Juden, Politiker und Muslime, sondern auf das Erinnern selbst aufgerufen wird, die alte mörderische Geschichte gerechtfertigt und sogar fortgesetzt werden soll. Eine Zivilisation, die das Gedächtnis dafür jedoch zerstört oder verfälscht und – wie Giedion schreibt – „von Tag zu Tag, von Ereignis zu Ereignis taumelt, ist unverantwortlicher als das Vieh, denn dieses verfügt über die Sicherheit der Instinkte“.

¹ Damit dürfte auch klar geworden sein, dass sich unser Initiativen-Modell von klassischen Museen grundlegend unterscheidet. Ihre allzu oft „glattpolierten“ Darstellungen sind thematisch meist auf bestimmte historische Zeitausschnitte begrenzt und zerreißen so kausale Zusammenhänge. Zu oft verwirren sie durch eine Überfülle von Exponaten. Das Zusammenspiel von Realität und Imagination halten sie eher klein und bringen den Betrachter in eine eher unmündige Position. Unser „Museum“ aber waren der Ort und unsere eigene Erinnerungspraxis. Es ging um Ich-Aktivität, um Phantasie- und Gefühlsaktivierung, nicht um hohe Besucherzahlen und Publikumsbeteiligung. Von einer Bürger-Initiative organisiert und betrieben, kann man es vielleicht als eine Art underground-Museum bezeichnen und das macht es bei aller Singularität zu einem Zukunftsmodell.